

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

170.

Sonntag, 23. Juli.

1916.

(82. Fortsetzung.)

Die Braut aus Kanada.

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

„Ja, leider bin ich so unvorsichtig gewesen, dir mein Wort zu geben“, sagte Schimmelchen kleinlaut und schlug mit einer resignierten Miene ihren Sonnenschirm, — es war noch immer der lilaseidene — auf. „Du bräuchtest es auch fertig, ohne mit der Wimper zu zucken, zu leugnen, daß du dann und dann in London mit dem Baron Harald Strodtmann getraut worden bist. Ich kenne ja deinen Eigensinn, Kind — und alles um Phantastereien willen . . .“

„In meinen Gründen ist nicht zu rütteln“, fiel Henrika ihr ins Wort, „und wenn du mir noch öfters mit deinen, ich gebe ja zu, verständigen Argumenten kommen wolltest, ich bliebe bei dem, was ich beschlossen habe. Der Trauschein, den nebst anderen mir gehörenden Papieren, meinem Geburtschein usw. Harald in seinem kleinen Handkoffer mit sich führte, — dieser Koffer lag, ich entfinne mich dessen deutlich, im Wageneck in unserem Abteil“ — schaltete sie ein — „ist nicht mehr vorhanden, d. h. er ist für mich nicht wiederzuerlangen. Das wäre noch lange kein Unglück, denn ein Duplikat ließe sich ja — wir haben es oftmals schon erwogen — leicht beschaffen. Ich entfinne mich zwar nicht mehr des Namens jenes Geistlichen, der uns getraut hat — ich ging wie in einem Nebel an jenem seligen, unglücklichsten Tage einher, aber wozu gäbe es denn Auskundschaften und Detektiven auf der Welt. Schimmelchen, liebes, wollen wir niemals mehr über diese Dinge reden — es führt doch zu nichts, es erweckt nur aufs neue die unzählige Male schon durchkostete und niedergelämpfte Bitterkeit in meinem Herzen. Harald hatte bei seinen Lebzeiten den Kampf um meinethwillen mit den Seinigen geschaut. . . Diese Heimlichkeit hätte nicht sein sollen. Ich stand damals unter dem Banne seiner Bitten, unter der Gewalt seiner mich überzeugenden Worte. Er konnte hinreißend sein, wenn er etwas erreichen wollte. Und ich war verliebt. . . Vielleicht wäre doch noch alles gut geworden. Seine Mutter hätte ihm am Ende doch sehr bald seine Heirat mit der Operettensängerin verziehen — glaube mir's Schimmelchen, ich liebte die Baronin Strodtmann, meines Haralds Mutter, damals, ohne sie zu kennen. Nach Haralds furchtbarem Ende litt ich mit der Mutter — ich durfte aber nicht zusammen mit ihr an seinem Grabe stehen, mich hatte man ausgestoßen — ausgeschloffen. . . Und wenn ich mich jetzt Baronin Strodtmann nennen wollte, so würden mich die Delarues als Hochstaplerin und Betrügerin anfeinden.“

„Wenn du ihnen aber die volle Wahrheit sagst?“
„Die wissen sie ja doch längst“, versetzte Henrika verächtlich. „Schimmelchen, soll ich dir die Tatsache immer und immer wiederholen?“
„Ich glaub's aber nicht“, erwiderte Frau Schimmelchen hartnäckig.

„Ich habe mich nach meiner Entlassung aus dem Hospital in der kleinen französischen Stadt, wo ich doch wochenlang mit dem Tode kämpfte, wo du mich dann fandest, du Gute, Getreue, auf der Bahn erkundigt:

Fred Delarue sind die Koffer seines Bruders ausgehändigt worden. Auch meinen Reisekoffer erhielt ich wieder. Der Gepäckwagen war ja unverfehrt geblieben bei dem Zusammenstoß der beiden Züge. Mein Trauschein muß in Fred Delarues Händen sein. Die Ehe seines Bruders, die nur einen einzigen Tag hindurch gedauert, hat in seinen Augen wohl niemals eine Gültigkeit besessen, wird sie niemals besitzen. So jetzt hast du deinen Willen wieder einmal gehabt, Schimmelchen, das vielbesprochene Thema hat zwischen uns beiden wieder seine Auferstehung gefeiert — lassen wir es nun auf immer ruhen, tue mir den Gefallen, rühre nicht mehr an diese für mich so schmerzlichen und peinlichen Dinge.“

Aber Frau Amalie Schimmelchen schüttelte ihr Haupt, auf dem ein goldgelber Strohhut mit großen roten Kirchen verziert prangte und sagte, das letzte Wort behaltend: „Deinem Schwager, dem Fred Delarue, traue ich auf keinen Fall solch eine niedrige Handlungsweise zu, da nehme ich getrost Gift darauf.“

Henrika erwiderte nichts.

Was nützte es, gegen Windmühlen kämpfen.

Sie wußte es besser. Sie glaubte Fred Delarue gut zu kennen. Er würde alles daran setzen, um seine Mutter vor dem zweiten Schlag, eine Operettendiva als Tochter aufzunehmen zu müssen, zu bewahren. Sie hätte darauf schwören mögen, daß er ihr, falls es ihr einfallen sollte, ihre Ansprüche als Haralds Witwe geltend zu machen, sagen würde: „Wieviel Schweigegeld beanspruchen Sie, Madame? Mit welcher Summe können wir, meine Mutter und ich, Sie auf immer abfinden?“

Henrika litt sehr, sobald diese Gedanken auf sie einströmten. Doch die Geister der Vergangenheit ließen sich nicht so leicht bannen. Es bedurfte einer übermenschlichen Kraft dazu, um sich zu sagen: „Für mich ist die Vergangenheit endgültig tot. . .“ Henrika war jung, und ihr spanisches Blut rebolierte. . .

Es war ihr eine Erleichterung, den Feind so recht von Herzen zu hassen.

Sie lehnte sich in die Ecke des zweistöckigen Wagens, in dem sie und Schimmelchen nach Kopenhagen zurückkehrten.

Die Eisenbahnschienen liefen längs dem Strand dahin. Der Forst von Klampenborg reckte sich rechts am Wege hoch und massig empor. . . Es war ein schönes und gesegnetes Land, dieses Land der Seen, doch Henrika mußte, obgleich sie immer behauptete, nirgendwo eine Heimat zu haben — Schimmelchen beistimmen: auch sie drängte es dazu, nach Deutschland heimzukehren.

Sie schalt sich sentimental, denn sie hatte eigentlich niemand in Deutschland, nach dem sie sich sehnen konnte: Heino, ihr guter Freund, war in Amerika auf einer Gastspielreise, und Thea, mit der sie jetzt in ständiger Briefwechsel war, konnte sie, Henrika, doch nicht in allem verstehen, begriff es zum Beispiel nicht, daß der Beruf einer Filmschauspielerin sie so befriedigte. Früher, das wußte Henrika, hätte Thea ihr Beifall gejauchzt, jetzt ging sie so sehr in der Haendlerischen Häuslichkeit, in

ihren Pflichten als Vizemama auf, daß sie es nicht fassen konnte, daß Henrika nicht lieber Anschluß bei den Verwandten ihres verstorbenen Verlobten suchte, nun sie ihre schöne Stimme eingebüßt hatte, und die Operettenbühne ihr verschlossen war. Sie aber hatte es vorgezogen, zum Film hinunterzusteigen.

Henrika las Theas Urteil über ihre Person zwischen den Zeilen ihrer Briefe — sie lächelte nachsichtig darüber, und doch gab es für sie Stimmungen, in denen sie Thea Gröning beneidete. . . . Solch stille Häuslichkeit barg einen wundervollen Zauber . . .

Frau Gröning war vor kurzem gestorben. Sie hatte den Tod ihrer beiden ältesten Kinder nicht verwinden können, hatte seitdem immerzu gekränkelt. Thea hatte die Mutter aufopfernd gepflegt. Tante Niete war nach Charlottenburg übergesiedelt, stand offiziell an der Spitze des Haushaltes. Es ging selbstredend nicht an, daß Thea, ohne daß eine Anstandsdame im Hause war, ihrem noch so jugendlichen Schwager die Wirtschaft führte, die beiden Knaben erzog.

Ihr fiel es allerdings nicht immer leicht, mit Tante Niete zurechtzukommen. Das alte Fräulein wurde mit den Jahren immer schrulliger, doch es ging nicht anders, sie mußte ertragen werden, und zum Glück hatte sich Thea mit einer großen Gelassenheit gewöhnt. Die Zeiten, in welchen sie von Erfolgen als Bühnenkünstlerin geträumt, waren ja schon lange vorüber. So wie alles eben war — war es gut. Thea Gröning gab sich Mühe, nicht weiter hinaus zu denken. Das Heim des Schwagers, in dem sie so ruhig und sicher waltete, die Sorge um die beiden Kinder war ihre Welt, aus der sie nicht hinausstrebte.

Und doch — im Ernstfall hätte Henrika nicht mit Thea Gröning tauschen mögen. In ihr war oft eine seltsame Unrast. Sie vermied es, so viel als tunlich, an ihre Zukunft zu denken. Als sie Grönings vor Jahren verlassen hatte, war ihr Weg, den sie beschritt, in ein ungewisses Dunkel gehüllt gewesen — nun ließ sie sich von der Woge des Triumphes, den sie als Filmschauspielerin erntete, treiben — planlos — ziellos . . .

Die Filmgesellschaften rissen sich um Henrika by Santos. Nun war sie für einige Zeit in Dänemark kontraktlich verpflichtet. Damals nach der furchtbaren Eisenbahnkatastrophe, als ihr allmählich das volle Bewußtsein der Geschehnisse aufgedämmert war, hatte sie heiß gewünscht, nicht am Leben zu bleiben.

Sie hatte in jener Unglücksnacht ja zweierlei verloren: den jungen Gatten, der sie auf Händen getragen hätte und — ihre kostbare Stimme . . .

Was sollte sie, mittellos wie sie da stand, beginnen? Sie verzweifelte an allem. . . . Der Erlös des Schmuckes, den Harald ihr an ihrem Hochzeitstage geschenkt hatte, reichte dazu hin, um einige Zeit lang ihren Unterhalt zu bestreiten. Innerlich empört hatte sie die Summe, die Fred für sie im Hospital hinterlassen hatte, zurückgewiesen, hatte dieses Geld den Hinterbliebenen des verunglückten Zuversichtlichen zukommen lassen.

Für das Schauspielgeschäft würde ihre Stimme auf die Dauer doch nicht ausreichen, versicherten ihr die Ärzte. Ihr Organ hatte zwar seinen Wohlklang behalten, mußte aber außerordentlich geschont werden. Schimmelchen, die sofort zu Henrika geeilt war, welche die in der ersten Zeit nach der Genesung fast avatbische junge Frau zu sich nach Hamburg genommen hatte, schrieb in der bedrängten Lage, in der sie sich befand, an Heino Gektern nach Amerika, der postwendend Empfehlungen an einige Filmgesellschaften in Deutschland und Skandinavien sandte.

„Es muß sein. Vorwärts — ich will auch auf diesem Gebiet etwas erreichen“, hatte sich Henrika by Santos damals gesagt.

Die Episode ihres Lebens, wo sie in echter Schwachheit des liebenden Weibes ihren Willen dem Harald Strodtmanns untergeordnet, wo sie ihm zuliebe sogar dem ihr so teuren künstlerischen Beruf entsagt hatte, war für sie vorüber. Ebenso wie damals, als ihre Rolle der Braut aus Kanada in der Gröningschen Familie ausge-

spielt gewesen, wo sie sich impulsiv dem Theater zugewandt hatte, warf sie sich jetzt mit einer wahren Leidenschaft auf das Studium ihrer neuen Aufgaben.

Es wurden wahrlich nicht wenig Ansprüche an sie gestellt, je höher sich diese schraubten, um so mehr wuchs ihr enorm starkes Darstellertalent. Ihre Stimme — das merkte sie jetzt, — war eigentlich bloß eine Beigabe zu ihrem früheren Können gewesen — ihre dramatische Puntst war das Höchste bei ihr. Die Tatkühnheit, die sie unter Umständen bei Filmaufnahmen entwickelte, die großartige körperliche Gewandtheit, die kolossale Geistesgegenwart, die sie besaß, kamen ihr trefflich zu statten. Binnen herblühend kurzer Frist hatten die „Santos-Films“ sich einen Ruf erobert, auf den Henrika stolz sein durfte. Es gab ja natürlich sehr viele, die geringschätzig mit den Aufweln zuckten, wenn von Henrika by Santos die Rede war: „Filmschauspielerin“ — hieß es — „das ist auch was Rechtes . . .“

Henrika hätte bloß gelächelt, wenn jemand es gewagt haben würde, ihr das ins Gesicht zu sagen . . .

Sie wußte zu gut, was es bedeutete, soviel erreicht zu haben, daß man ihr den Beinamen „Die Filmprinzessin“ gegeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Es ist dem Menschen natürlich, geringschätzig zu behandeln, was ihm verloren gegangen, und es ist ihm ebenso leicht, die Augen des Geistes zu schließen als die des Körpers. Döllinger.



Aus der Kriegszeit.

Ein Gedenktag der deutschen Marine. (Zum 23. Juli) Der Geist heroischen Mannesmutes und unüberwindlicher Todesverachtung, der heute unsere Flotte besetzt und sich in weltgeschichtlich denkwürdigen Taten betätigt hat, offenbarte sich vor gerade 20 Jahren, aus Anlaß des Unterganges des Kanonenbootes „Itlis“ in ebenso erhebender Weise. Am 23. Juli 1886, abends, war es, als während eines Taifuns E. M. S. „Itlis“ 10 Meilen nördlich von Crutcheast Promontory in den ostasiatischen Gewässern an der chinesischen Küste strandete. Von der 85 Mann betragenden Besatzung konnten nur 11 gerettet werden. Das Schiff zählte damals zu den neuesten seiner Klasse. Es war erst 1873 auf der Kaiserlichen Werft zu Danzig vom Stapel gelaufen und mit 4 Geschützen und 3 Reibelkanonen bestückt. Unter den Ertrunkenen befand sich auch der Kommandant, Kapitänleutnant Braun, 2 Leutnants zur See und 1 Assistentenarzt. Der Kaiser, der sich damals gerade in Bergen befand, wurde von Tschifu aus von der Katastrophe, die außer durch den Sturm durch gleichzeitig herrschenden starken Nebel herbeigeführt wurde, unmittelbar in Kenntnis gesetzt. Er telegraphierte alsbald an den kommandierenden Admiral: „Es erfüllt mich mit tiefem Schmerz, die Kunde zu erhalten von dem Verlust des Kanonenbootes „Itlis“, welches in Ausübung seines Dienstes mit sämtlichen Offizieren und dem größten Teil der Besatzung an der chinesischen Küste gestrandet ist. Viele brave Männer, an deren Spitze ein so hervorragend tüchtiger Offizier als Kommandant stand, habe ich verloren. Das Vaterland wird mit mir trauern und die Marine in trauer Erinnerung diejenigen halten, welche bis zum letzten Atemzug in der Erfüllung ihrer Pflicht das höchste Gebot des Lebens sahen.“ Und in der Tat hatten sie bis zum letzten Atemzug ihre Pflicht erfüllt. Im Angesicht des Todes hatte, wie die Überlebenden voll Begeisterung schildern, der Kommandant ein Hoch auf den Kaiser ausgebracht und, als schon der Kommandant vor der Kommandobrücke weggespielt war, ein Oberfeuerwerkmaat mit den Mannschaften das Flaggenlied angestimmt. So gingen und so gehen unsere Blaujaken heute noch in den Tod.

Das hebröhte englische „home“. Nun ist man endlich in Großbritannien, dessen Bürger sich stets über die direkten Wirkungen des Krieges auf die Lebensweise im Inlande erhaben dünkten, zur bitteren Erkenntnis gelangt, daß es mit dieser so stolz gerühmten Unberührbarkeit des englischen Lebens vorbei ist. Wie die „Daily Mail“ in einem bewegten Aquarell ausführt, ist die englische Öffentlichkeit und die

englische Sitte an ihrer empfindlichsten, am sorgsamsten behüteten Stelle bedroht — nämlich das heilige englische „home“ ist bedenklich in Gefahr geraten. Jedermann weiß, daß das Familienleben im idealen Sinne in England zwar durchaus nicht besser ist als anderswo, daß aber das Leben in der Häuslichkeit sich in besonders eng geregelten Grenzen abspielt, so daß die Ehrfurcht vor dem von der Umwelt abgegrenzten „home“ fast eine sprichwörtliche Bedeutung erlangte. Heute aber sieht es danach aus, als sollte das Leben in der Häuslichkeit infolge des Krieges in England immer mehr zerrüttet werden und einem den Familiensinn nicht gerade fördernden Dasein in Hotels und Pensionen weichen. „Das home gehört in seiner ganzen Art zu den besten und ältesten englischen Überlieferungen, es ist uns nicht nur wegen der Annehmlichkeiten teuer, die es uns selbst heute bietet, sondern auch wegen der Erinnerungen, Überlieferungen und Gebräuche, die sich daran knüpfen. Und nunmehr wird unsere Häuslichkeit durch die auch bei uns sehr fühlbar gewordenen Begleitererscheinungen des Krieges von allen Seiten hart bedrängt. Es gibt wohl niemand, der mehr tägliche Sorgen hätte als die englische Hausfrau der Gegenwart. Der Mangel an Arbeitskräften macht sich einschneidend geltend, und auch das Wirtschaftsführen ist nachherade dermaßen erschwert, daß die Zahl der Familien, die ihr Heim aufgeben, beängstigend zunimmt. Immer mehr Leute suchen den Unannehmlichkeiten, die in der englischen Häuslichkeit heute ihre Annehmlichkeiten überwiegen, zu entgehen, indem sie ihr Haus einfach aufgeben und ins Hotel ziehen. So werden aus seßhaften Familien Karawanen, die alle Augenblicke ihren Aufenthaltsort und ihre Lebensweise wechseln. Wie sehr dies vom Übel ist, braucht nicht näher auseinandergehet zu werden, nur muß man betonen, daß besonders die Entwicklung der jungen Generation darunter leidet und daß diese Entbehrung eines geregelten Heims die heutige englische Jugend leicht schädlich beeinflussen kann. Es wäre furchtbar und eine ernstliche Gefahr für die ganze Nation, wenn diese Zustände in dieser Art andauern und schlimmer werden sollten, da das home in seiner ursprünglichen Art zu einem nicht zu unterschätzenden Teil die Kraft und Moral Englands bedeutet.“

Ein fahrbares Theater an der französischen Front. Viel Aufsehen erregt gegenwärtig in Paris das erste fahrbare Fronttheater, das vor seiner Abreise ins Kriegsgebiet in der französischen Hauptstadt ausgestellt ist. Wie bei allen kämpfenden Truppen sind auch bei den französischen Armeen Theater- und Kino-Vorstellungen hinter der Kampflinie eine der begehrtesten Zerstreuungen. Am besten durchgebildet und organisiert wurde dieses Kriegstheaterwesen im deutschen Kampfgebiet, und die Leistungen des deutschen Theaters in Lodz und in Warschau, des deutschen Schauspiels und der Oper in Lille und der zahlreichen reisenden Theaterunternehmungen, die ständig das ganze Stappengebiet besuchten, wurden genügend gewürdigt, um noch einer Besprechung zu bedürfen. Eine neue Einrichtung in technischem Sinne stellt das französische Kriegstheater insofern dar, als seine Mitglieder nicht in den Ortschaften, die sie besuchen, Säle oder sonstige Räumlichkeiten beziehen, sondern sozusagen ihr eingesen Gebäude mit sich führen. Dieser transportable Feldtheater, das nach den Entwürfen des Pariser Malees George Scott hergestellt wurde, besteht in der Hauptsache aus einem mit einer Rückwand, zwei Seitenwänden und einer Holzdecke versehenen Podium, der Bühne und einem raststehbaren großen Zelt, dem Zuschauerraum. Der Einfachheit halber besteht die Szenendekoration nur in zwei Hintergründen, der eine ein Zimmer, der andere eine Landschaft darstellend. An dem Bühnenaufbau können kleine Holzklammern angeschlossen werden, die den Darstellern als Garderoben dienen. Das ganze Theater ist in ungefähr 15 Teile zerlegbar, die auf zwei Automobilen transportiert werden. Wie der „Temps“ in etwas weitgehender Begeisterung über dieses neue Unternehmen bemerkt, wird das französische Kriegstheater als erstes Reiseziel die Gegend hinter Verdun aufsuchen, um dem Ernst des Todes mit gallischer Feitzkeit entgegenzutreten und die Leiden der Soldaten in sorglosen Jubel zu verwandeln.

Gefechtslärm und Ruhestellung. Die schweren Kämpfe, die augenblicklich an sämtlichen Fronten toben, stellen an die Nerven unserer Truppen die höchsten Anforderungen. Gehen unsere Tapferen in die Ruhestellung zurück, so folgt auf Geschützdonner und Gewehrpatern ein verhältnismäßiges Schweigen, das ihnen wie lautlose Stille dünkt. Dieser plötz-

siche Wechsel zwischen Gefechtslärm und Ruhestellung, zwischen höchster Lebensgefahr und Gelassenheit bringt auch starke seelische Stimmungswechsel mit sich. Da ist ein gutes Buch das beste Mittel für Ablenkung und Beruhigung. Deshalb arbeitet die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel nach wie vor mit höchster Kraft, um Truppenteile, Lazarette und deutsche Kriegsgefangene mit guten Büchern zu versorgen. Bis Ende Juni 1916 wurden insgesamt 355 717 Bücher unentgeltlich verteilt. Wo in einem Truppenteil, sei es in der Front oder daheim, gute Bücher noch fehlen, hilft die Stiftung gern aus, soweit ihre Mittel dies irgend gestatten.

Kriegspreise in Rumänien. Wie sehr die lange Dauer des Krieges die Lebenshaltung nicht nur bei den Kriegsführenden selbst, sondern auch bei den Neutralen erschwert und verteuert, geht von neuem aus einem Stimmungsbild hervor, das der rumänische Berichterstatter des „Figaro“ seinem Blatte aus Bukarest sendet: „Da das Thermometer in Bukarest nicht weniger als 36 Grad im Schatten zeigte, mußte ich mich trotz der bisher in den Geschäften gemachten, nicht gerade erfreulichen Erfahrungen auf den Weg machen, um einen der Jahreszeit entsprechenden Anzug zu erstehen. Der Schneider, den ich aufsuchte, zeigte mir einen höchst einfachen dünnen Stoff und wandte alle Künste der Bescheidenheit auf, um mir dessen Vorzüge zu rühmen. Als ich mich endlich entschlossen hatte und beherzt nach dem Preis fragte, entgegnete er: „300 Franken!“ Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß diese Summe mir etwas übertrieben schiene. Aber da erhielt ich zur Antwort, daß ich offensichtlich ein Fremder sei, da ich sonst wissen wüßte, welches Kleid mir durch dieses billige Angebot widerfährt und daß schon am nächsten Tage die heutigen Preise für die Stoffe wieder erhöht werden würden. Tatsächlich kostete dieselbe Menge desselben Stoffes 24 Stunden später bereits 325 Franken. Aber da ich zu dem Sommeranzug auch einen Strohhut brachte, ging ich in ein Putzgeschäft: „Wie viel kostet dieser Hut?“ „30 Franken, mein Herr.“ Ich kann versichern, daß ich niemals als Geizhager bezeichnet wurde. Trotzdem aber fand ich es sehr hart, für einen höchst einfachen Strohhut bare 90 Franken hinlegen zu müssen. Ein Paar ganz gewöhnlicher Handschuhe kostet 12 Franken, ein Paar Herrenschuhe 80 Franken, ein gewöhnlicher schwarzer Schlips 6 Franken. So steht es mit allem, mit dem Papier, mit Toiletteartikeln und mit Fleisch. Was selten ist, ist auch teuer — und hier ist heute bereits fast alles als selten zu bezeichnen.“

Der Hartmannsweiler Kopf!

Im Elsaß, hart an Frankreichs Grenzen
Trotzt allen Stürmen dein armes Haupt.
Doch wird es in den kommenden Tagen
Nicht prangen in wallendem grünen Laub.

Wo sind die prächtigen hohen Wipfel
Ginst zwischen der Vögelin Aufenthalt?
Sie sind vermalmt, auf deinem Gipfel
Das Bersten zerstörender Minen erschallt.

Wenn Minen krepiereten, Granaten sausten,
Was hättest du da ein Grimmig Gesicht;
Wenn Pulver und Eisen dich arg zerzausten,
Wenn du blühstest und zucktest in furchtbarem Licht.

Du hast es gehört, wenn Röcheln und Stöhnen,
Wenn Blutgeschrei die Luft erfüllt,
Wenn die Besten von Deutschlands und Frankreichs
Söhnen

Ihre Kampfesgier im Tod gestillt.

Du hast es gesehen, wenn dein graues Gestein
Sich purpurn färbte von Helldenblut.
Zerstückelte Körper, zersplitterte Gebein,
Was nun in deiner Erde ruht.

So wurde um dich gekämpft und gelitten
Weil du der Schlüssel vom Elsaß bist;
So wurde heiderseits wütend gestritten
Mit Mut und mit Stärke, mit Schlaueit und List.

Und wachst du auch dreimal uns genommen,
Es hatte nie lang unsern Sinn betrübt.
Wir werden dich jedesmal wieder bekommen,
Solang es noch Garde-Schützen und Jäger gibt.

Garde-Schütze Willy Seidel II. Adf. Komp.
Aktiv. Garde-Schützen-Batl. (Res. W.)

Schach

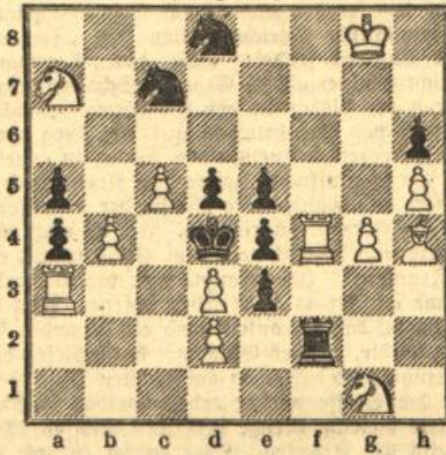
Alle die Schachbezüge betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 23. Juli 1916.

Aufgaben.

468. Theodor Bode in Wiesbaden. (Original.)



Matt in 4 Zügen.

469. R. L'Hermet.

Weiß: Ka1, De4, Tb8, Le8, b4, Sa6. (6 Stück.)
Schwarz: Ka4, Dc6, Bb5, c5, a3, d3. (6 Stück.)

Partie 173. (Spanisch.)

Weiß: F. Palitsch. Schwarz: E. Olson.

- | | | | |
|--------------------------|----------------------|--------------------------|--------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 14. Dc4×c6 | Tb5—c5 |
| 2. Sg1—f3 | Sb8—c6 | 15. Dc6—a4 | Sf6—h5 |
| 3. Lf1—b5 | a7—a6 | 16. d2—d4 | e5×d4 |
| 4. Lb5—a4 | Sg8—f6 | 17. Da4×d4 | Le7—f6 |
| 5. Sb1—c3 | Lf8—e7 | 18. Dd4—d1 | Lf6×b2 |
| 6. 0—0 | b7—b5 | 19. Lc1—b2 ¹⁾ | Sh5—f4 |
| 7. La4—b3 | d7—d6 | 20. Kg1—h1 | Tc5—h5 |
| 8. a2—a4 | Ta8—b8 | 21. Ta1—a5 | Th5×a5 |
| 9. a4×b5 | a6×b5 | 22. Dd1—d2 | Dd8—h4 |
| 10. Dd1—e2 ¹⁾ | 0—0 ²⁾ | 23. Tf1—g1 ³⁾ | Ta5—g5 |
| 11. Sc3×b5 | Lc8—g4 ¹⁾ | 24. Tg1—g3 | Tg5×g3 |
| 12. De2—c4? | Lg4×f3 ¹⁾ | 25. f2×g3 | Dh4—h3 |
| 13. g2×f3 | Tb8×b5 ¹⁾ | | |

und Schwarz gewann nach wenigen Zügen.

¹⁾ Besser war d3, denn die Bedrohung von b5 ist nur scheinbar. — ²⁾ Das Opfer des Bauern ist berechtigt. — ³⁾ Eine Ueberraschung. Wird der Turm geschlagen, so folgt Sd4. Dd3, Dc8 mit entscheidendem Angriff. — ⁴⁾ Er konnte auch Ta2 spielen, mit dem Ergebnis L×c1, D×c1, Df6 und eventuell Sf4. — ⁵⁾ Schlägt anstatt dessen Weiß den Turm, so gewinnt Dh3.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Dreisilbig.

Mein Erstes horcht nach allen Seiten,
Hört, was es irgend hören kann,
Und wären's auch Erbärmlichkeiten,
Die Dummheit oder Stolz ersann.
Doch nie erwidert es ein Wörtchen
Aus einem immer offenen Pörtchen.
So süß das Zweit' und Dritte schmeckt,
So bitter wird das Ganz' empfunden;
Drum hat es Mancher, schmachbedeckt,
Im Zorn gerächt durch Todeswunden.

Bilderrätsel.



Logograph.

Ich hab' es früher oft im Feld gefunden.
Mit anderm Kopfe huscht es durchs Gestein.
Mit anderm Kopf bracht es mir schlimme Wunden,
Als wir mit Gurkhas wurden handgemein.

Auszählrätsel.

DCAINGHNELE

Die 12 Buchstaben sind mit einer bestimmten Zahl auszuführen, wobei mit dem ausgezählten Buchstaben immer wieder begonnen und kein Buchstabe übersprungen wird. Die Auszählung ergibt den Namen eines hart bedrängten Landes.

Buchstabenrätsel.

Mit b ein stiller, kühler Ort,
Sanft ruht der müde Waller dort,
Verschwunden ist der Sorgen Heer,
Er weiß von keinem Leiden mehr.
Mit d erreicht man's oft durch Mut,
Der Krieger wagt dafür sein Blut,
Und auf der Universität
Erhält es der, so was versteht.
Mit m —, was Viele drückt und plagt
Und ihnen an dem Herzen nagt.
Mit n gehört es zum Gewicht,
Doch braucht man es im Waghaus nicht.
Mit u ist's endlich, was auf Erden
Die meisten Leut im Alter werden.

Arithmetische Aufgabe.

a	b	c	d	e	f	g	h	i
#	#	#	#	#	#	#	#	#

In die 27 Felder dieser Figur sind 27 verschiedene Zahlen derart einzutragen, daß die Summe jeder Reihe von drei Feldern (sowohl senkrecht a—a, b—b etc., wie auch schräg a—c, b—d etc. und c—a, d—b etc.) 48 beträgt. In die gekennzeichneten Felder der wagerechten Mittelreihe müssen aufeinanderfolgende Zahlen kommen.

Zweisilbig.

Das Erst' ein Mann aus alt'ester Zeit,
Das Zweite zu Schutz und Trutz bereit,
Das Ganze eine große deutsche Stadt,
Darin der Handel seinen Wohnsitz hat.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 329.

Bilderrätsel: Langsam beim Rat, rasch bei der Tat. — **Delphischer Spruch:** Ungern, Ungarn. — **Anagramm:** Masche, Agnes, Silen, Chinese, Halm, Inka, Noten, Ebro, Niere, Garten, Erich, Wange, Eiland, Hobel, Rotte, Maschinenengewehr. — **Scherzrätsel:** Der Stift, das Stift. — **Pyramide:** E, Ei, Eis, Eins, Seine, Sirene, Serbien. — **Kriegsrätsel:** Handelsmarine (Hand, Wald, Marie.) — **Kreuz-Charade:** Segel, Ornat, Orgel, Senat. — **Dreisilbig:** Die Schildkröte.

und blickte nicht einmal auf. Unbeschreibliche Angst war in ihr.

Kaspar Steyndörffer plauderte unbefangen wie sonst, erzählte, wie er sich in Kiel gemeldet habe, daß er nunmehr einer Fliegerabteilung zur Ausbildung überwiesen sei. Die hellste Freude klang aus seiner Stimme.

„Wann werden Sie gehen?“

Es war Ursula Trenck's erste Frage.

„Heute nacht fahre ich nach Berlin.“ Seine Antwort war ernst.

Da blickten sie einander an.

„Die andern alle sind längst am Feinde.“

Das sagte er ihr, als habe er sein Handeln zu entschuldigen.

Und kein Wort, kein anderes Wort weiter? dachte Ursula.

Man verabschiedete sich.

„Kommen Sie uns ja gesund mit heilen Knochen zurück!“

Hanns Balder Trenck versuchte dabei zu lachen. Kräftig schüttelten sich die beiden Männer die Hände.

„Auf Wiedersehen!“

Und dann zu dem Mädchen:

„Gehen Sie mit mir noch ein paar Schritte im Garten mit?“

Sie sah ihn erstaunt an.

Der Kaufherr wandte sich ihr zu.

„Du kannst unserm alten Gast ruhig die Bitte erfüllen, Ursula!“

Sie schreckte leicht zusammen.

Hatte er zu dem Vater etwa davon gesprochen, das sie selbst heiß begehrte?

Ursula Trenck ging an seiner Seite hinaus. Sie kamen von der Hintern Glasveranda in den Garten und machten einen Bogen um den breiten Rasen der Gitterpforte zu.

Kaspar Steyndörffer sprach ehrlich heraus, was er ihr sagen wollte. Dank hatte er auf dem Herzen für die Gastfreundschaft, die er immer wieder im Trenck'schen Hause gefunden hatte, seitdem er mit seinem Vater, einem Jugendfreunde des Kaufherrn, erstmals zu Besuch gekommen war.

Er sprach von Dank, sie erwartete, daß er von seiner Liebe reden würde; er bat, daß sie seiner nicht vergessen sollte. Nehmen sollte er, seine jungen, kräftigen Arme um sie legen. Sie zitterte nach einem Wort von ihm.

Die Gitterpforte stand halbgeöffnet. Sie blieben stehen, gaben einander die Hand, ein wenig länger mochten sich die Finger drücken. Dann ging er, wandte sich nochmals um und grüßte.

Ursula Trenck sah es nicht mehr. Wie eine Kranke ging sie dem Hause zu.

Ihr Vater erschrak, als er ihr, zum Ausgang bereit, auf der Diele begegnete. Er achtete Steyndörffer's Gesinnung, der sich ihm vor Ursulas Eintreten mit wenigen erklärenden Worten rückhaltlos anvertraut hatte. Er fand es nur achtungswert, daß der Offizier sein Mädchel bei seiner im Kriege ungewissen Zukunft jetzt nicht an sich binden wollte.

Was mochte seine Ursel bewegen? War der Abschied so schwer?

Er rief ihr nach, sah die Tränen und ließ sie gehen. Sie mußte selbst mit sich fertig werden.

Und Ursula Trenck schien es geworden zu sein. Am nächsten Morgen besorgte sie wieder mit gleicher Umsicht den Kaffeetisch, plauderte mit Vater und Schwester. Aber etwas Fremdes war in ihr, das nicht zu dem heitern Frohmuth ihrer Jugend paßte. Das fühlte Hanns Balder Trenck und wurde besorgt um sie.

Die nächsten Wochen schienen trotz des Kriegsernstes, den sie auch ins Kaufmannshaus trugen, Ursula Trenck's Wesen wieder zu ändern.

Aber wer verstand sie denn?

Da kamen öfters Grüße von Steyndörffer's, meist an den Vater gerichtet, seltener an sie. Er war kein Vielschreiber. In Stichworten schrieb er, teilte er sein Wohlbefinden mit. Jeder seiner Grüße atmete männliche Herzlichkeit.

Ursula Trenck lachte auf, wenn sie wieder einmal einen Gruß von ihm bekam. Warum schrieb er denn noch? Wußte er denn nicht, was er in der Abschiedsstunde in ihr zerstört hatte? Er mußte es wissen! Und sie weinte sich das Herz frei, dachte daran, auch ihm zu schreiben, begann, zerriß den Bogen wieder.

Nein, er war's nicht wert, von ihr auch nur eine Zeile zu erhalten.

Und doch lebte sie heimlich sein Leben mit.

Man sprach ja gar zu oft von ihm im Vaterhause.

Er hatte seine Pilotenprüfung bestanden, sich das Führerabzeichen erworben. Er rückte mit einer Abteilung nach Frankreich, schrieb bald von hier und von dort. Einmal nannten die Zeitungen seinen Namen, er war bei einer Expedition eines Flugzeuggeschwaders nach England beteiligt gewesen, hatte einen vortrefflichen, wertvollen Flug beendet.

Ursula Trenck las es mit Stolz. Ihn gelang alles. Wahrhaftig, er brauchte sie nicht und keinen.

Aber ihn und seine Erlebnisse aber sich dem Vater mitzuteilen, wagte sie nicht. Wozu sollte selbst der wissen, wie es um sie stand und was sie heimlich litt!

Auf einmal blieben die Nachrichten aus. Wochenlang. Der Gedanke, daß ihm etwas zugestoßen sei, kam Ursula nicht gleich. Mochte er endlich das Beleidigende fühlen, daß sie ihm nicht einmal antwortete, mochte ihn, den Lebensfrohen, draußen die Schönheit eines andern Weibes gefesselt haben. Was kümmerte das sie. Und doch hoffte sie von Tag zu Tag bangender, daß er dem Vater wieder einen Gruß sandte. Aus ihrer mädchenhaften Angst redete sie sich nicht wieder heraus. Schrecklich waren die Vorstellungen, die sie sich in ihrer erregten Phantasie machte. Wenn er abgestürzt, verwundet oder getötet war! Der erste Kugelregen war's doch nicht, der auf seinen Doppeldecker geprasselt war, wie hätte er sich sonst das Eisenkreuz erster Klasse schon im Frühjahr verdienen können!

Und immer, immer keine Nachricht. Hanns Balder Trenck, dessen Handelshaus in den letzten Monaten schwere Zeiten durchzumachen hatte, und der seiner Familie ganz dem Glücke seiner Kinder lebte, beachtete Steyndörffer's Schweigen anfangs nicht. Von seinen beiden Schwieger-söhnen waren bisher stets gute Nachrichten ins Haus gekommen.

Eines Tages aber brachte er aus dem Geschäft ein Gerücht mit, an das er selbst nicht mehr glauben wollte. Kaspar Steyndörffer's Mutter, die in der gleichen Stadt wohnte, sollte es selbst Bekannten mitgeteilt haben.

Arme Ursula!

Der junge Fliegeroffizier sollte, von feindlicher Artillerie beschossen, dicht vor den eigenen Schützenlinien zum Landen gezwungen sein, zu einer Notlandung, bei der sein Apparat sich in einem Sturzacker überschlug. Der Fall sollte ihm den einen Arm gekostet haben.

Darum also das lange Schweigen.

Hanns Balder Trenck erzählte davon nichts daheim, um sein Mädchel nicht unnütz zu ängstigen. Eines Tages aber bekam er selbst Gewißheit. Nach langer Behandlung in Lazaretten war Steyndörffer heimgekehrt. Es war Tatsache, daß er den linken Arm verloren hatte. Der Fliegerleutnant kam selbst ins Geschäft zu ihm.

Eine lange Unterredung hatten die beiden Männer. Steyndörffer kam zu Trenck, um ihn zu bitten, Ursula langsam aufzuklären. Der Kaufherr wollte ihn mit sich in sein Gartenhaus nehmen.

„Nein, das sei aus.“ Der Offizier wehrte ab. Wie damals sein Pflichtgefühl ihn verhindert hätte, vor dem Feldzuge die Liebe Ursulas zu erfragen, so verbiete es

ihm jetzt, ein junges, lebensfrohes Mädchen an das Schicksal eines Krüppels zu binden.

„Sie denken hart, Steyndörffer!“

„Kann ich anders handeln?“

„Wollen Sie die Entscheidung nicht Ursula selbst überlassen?“

„Sie wird nichts mehr zu entscheiden haben.“

Ernst, mit einem verbissenen Lächeln um den bartlosen Mund, verabschiedete sich der Offizier.

Daheim ließ Hanns Balder Trenck seine Tochter zu sich rufen. Unruhig ging er in seinem großen, hellen Herrenzimmer auf und ab, bis er sie kommen hörte. Es war bitter-schwer, seinem Mädels das alles beizubringen.

Da stand sie vor ihm.

Sie fühlte erschreckt seinen Ernst.

„Vater?“

„Steyndörffer ist heimgekommen.“

„Er lebt?“

„Ja.“

Sie atmete auf, setzte sich.

„War er hier?“

„Nein, er kam an den Hasen. Ursula, er will nicht wiederkommen.“

„Laß ihn, wenn er nicht mag.“

Er verstand ihren Trost nicht.

„Ursel, meine kleine, liebe Ursel!“

Das Mädchen war, da sie ihn unversehrt heimgekehrt glaubte, wieder sicher geworden.

„Wenn er nicht kommen mag, wir brauchen ihn nicht zu halten. Das ist doch alles vorbei, Vater.“

„Redet so Deine Liebe, Kind?“

„Liebe? Hat er denn je nach meiner Liebe gefragt?“

Ursula Trenck war aufgestanden und legte ihre feinen Arme um des Vaters Hals.

„Hat er sich damals um meine Gefühle gekümmert, als er Abschied nahm, und ich ihn nicht gehen lassen wollte ohne ein Wort, das meinem Herzen Halt und Glück gab?“

„Er tat es doch,“ meinte der Kaufherr verwundert. Starr, erstaunt blickte sie ihn an.

„Er . . . er hätte nach meiner Liebe gefragt?“

„Ja, er kam zu mir und klärte mich auf. Wenn er, was ich allerdings nicht wußte, Dir seine Liebe verschwieg, so tat er's, weil er als Soldat nicht anders handeln zu dürfen glaubte. Du kennst doch die Steyndörffer. Eine Edelrasse sind sie alle.“

Da weinte sie, er konnte sie nicht beruhigen.

„Sage mir nochmals, daß er mich liebt!“

„Er sagte es mir.“

Und wieder ein Erschrecken.

„Er liebt mich und will nicht wiederkommen?“

Hanns Balder Trenck wandte sich dem Fenster zu.

„Weil ein Steyndörffer als Krüppel auf die Liebe meiner Ursel Verzicht lernen will.“

Ganz leise sagte er das, daß sein Mädels ihn verstanden hatte, sah sie, ihren blonden Kopf zwischen den Armen über den Tisch gebeugt, ging langsam hinaus.

Weil ein Krüppel auf die Liebe der Ursula Trenck verzichten lernen will. Ein Krüppel! Dachte er dabei an ihre Liebe nicht? Oder war er ihrer so wenig sicher gewesen?

Als der Kaufherr das Zimmer wieder betrat, fand er seine Tochter gefaßt. Er konnte ihr alles erzählen. Sie hörte ihn an.

Jedes Wort des Trostes sparte er sich. Er wußte aus seinem eigenen Leben, wie schwer es war, etwas zu überwinden.

Und vielleicht war es besser so, wenn man von vornherein klar sah. Die Zeit allein konnte heilen.

Kaspar Steyndörffer kam nicht. Ursula Trenck hatte es heimlich immer noch gehofft. Aber sie kannte seinen

Charakter, hart war er und unlenkbar. Aber er liebte sie doch! Nur weil er einen Arm verloren hatte? Sie sprach es sich oft in einsamen Stunden vor.

Kaspar Steyndörffer, du Liebster, . . . du Tor!

Er fand den Weg nicht zu ihr zurück. Daß er in der Stadt war, wußte sie. Freundinnen erzählten ihr von ihm, die ihn mit seiner Mutter getroffen hatten. Sie besprachen, wie blaß und verzehrt er aussähe, wußten nicht, daß sie sie damit quälten.

Ursula Trenck war nutzlos geworden, sie wußte nicht, was sie beginnen sollte. Wenn sie ihm einmal begegnete.

Kaspar Steyndörffer du Liebster, Kaspar Steyndörffer du Tor.

Eines Abends ging sie zum Hasen hinab, sie hatte ihrem Vater versprochen, ihn vom Lagerhaus abzuholen. Es war seit Wochen zum ersten Male, daß sie Haus und Garten verließ. Es dämmerte bereits, sie glaubte sicher, keinem Bekannten zu begegnen. Und doch war's wie jitternde Unruhe in ihr.

Die breite, schöne Hasenstrasse mit ihren Rasenflächen und Blumenbeeten an beiden Seiten war fast menschenleer. Hastig schritt das Mädchen aus. Und sie erschrak, wollte ausweichen. Dort kam ihr langsam, sich auf einen Stock stützend, ein Offizier entgegen.

Sie mußte vorbei, wollte zur Seite schauen. Kaspar Steyndörffer. Auch er war erschrocken, wollte grüßen und blieb doch stehen. Da mußte sie ihn anblicken.

Ein Gruß. Einige Worte. Er ging an ihrer Seite.

„Sind Sie mir böse?“

Einflüchsig wie ein Knabe redete er und schämte sich dessen.

„Warum?“

Sie schwiegen beide.

„Ich dachte, Sie würden mich verstehen?“

„Daß Sie mich nicht mehr kennen wollten?“

„Kennen durften, Ursula Trenck.“

„Sie betrogen sich selbst.“

„Hat Ihr Herr Vater Sie nicht aufgeklärt?“

„Ich weiß alles.“

„Auch, daß ich Sie einmal liebte?“

„Ja. Und nach meinen Gefühlen fragten Sie nie?“

„Ich kannte sie.“

Ursula Trenck lachte laut auf.

„Ich wußte vom ersten Tage an, daß Sie mir gehörten,“ sagte er schlicht. „Daß Sie mein gewesen wären, wenn der Krieg nicht alles, alles zerstört hätte.“

„Sie kannten meine Liebe?“

„Ich glaubte sie einmal zu fühlen.“

„Und Sie Menschenkenner hielten sie für so klein, daß sie nicht auch einem — Krüppel gehören könnte?“

„Ursula!“

„Wissen Sie überhaupt, wie Sie mich leiden ließen? Lassen Sie mich gehen.“

Er sah, daß ihr Tränen kamen. Er hielt Schritt mit ihr.

„Auch einem Krüppel?“

„Wie klein dachten Sie! Meinem Vater vertrauten Sie sich an und für mich hatten Sie kein Wort. Und Sie liebten mich? Jetzt fanden Sie nicht einmal den Weg zu mir und wollen meine Liebe kennen?“

Sie hielt ihre Tränen nicht mehr.

„Verzeihen Sie mir, können Sie mir verzeihen?“

Sie waren vor dem Hause der Firma Trenck angekommen.

„Mein Vater wartet auf mich.“

„Darf ich hinauskommen, Ursula?“

Sie blickte ihn an.

„Darf ich?“

„Komm!“

Da küßte er sie, folgte ihr in die Geschäftsräume, wo Hanns Balder Trenck rechnend über seinen Büchern saß.



Historisches aus dem Reich der Küchenfeen.

Vom Dienftbotenwesen der guten alten Zeit.

Von Dr. Kurt Baack.

(Nachdruck verboten.)

Ganz plötzlich sind unsere dienstbaren Geister aus dem Küchenreich, die sonst nur im engsten Kreise des Hauses die Gemüter beunruhigen und erregen, mitten in das helle Licht der Öffentlichkeit und der Politik gerückt, beschäftigten Verhandlungen, Abgeordnete und Reichstag. Köchinnen und Stubenmädchen, alle die Beherrscherinnen der Hintertreppe, werden dank der neuen Versicherungsordnungen zu Heldinnen des Tages, und nachdem sie längst durch Edmond de Goncourt und Klara Diebig litteraturfähig geworden sind, treten sie nun auch im sozialen Leben in den Vordergrund. Mag aber jezt von ihnen, ihren Rechten und ihrem Wesen mehr gesprochen werden als früher, eine große Rolle haben sie stets gespielt in der Kleinwelt der Familie wie in der allgemeinen Wirtschaftsgeschichte. Seit Jahrtausenden ertönen über sie dieselben Klagen, bei Homer und in den Sprüchen Salomonis schon so beweglich wie im modernsten Kaffeekränzchen, und stets gab es unter ihnen Gute und Schlechte, von dem hochgepriesenen Muster an Treue bis zu dem verabscheuten Abgrund an Boshaftigkeit. Höchstens ihr Verhältnis zur Herrschaft hat sich geändert; aus völlig abhängigen Dienern sind sie zu gleichberechtigten Bürgern aufgerückt; doch dafür gehörten sie früher mehr zur Familie, wurden fast wie Kinder behandelt und zogen daraus Vorteil, während sie sich heute mehr und mehr als Fremde außerhalb dieses engsten Kreises stellen. Trotz alledem muten die geschichtlichen Bilder aus dem Reich der Küchenfeen, die wir in flüchtigem Zuge vorübergleiten lassen, in vielem ganz vertraut und modern an.

Im Mittelalter ist ein Dienftbotenwesen in unserm Sinne noch nicht recht ausgebildet. Zu groß war der Abstand zwischen Herrn und Knecht, die Zahl der dienstbaren Geister in einem vornehmen Haushalt zu gewaltig, als daß sich ein persönliches Verhältnis hätte ausbilden können. Sogar Bürgerinnen ließen sich auf ihren Ausgängen von zwei Dienerinnen begleiten, wie auch noch im 18. Jahrhundert das „Nachttreten“ zu den Verrichtungen der „Jungfer-Magd“ gehörte. Die Löhne waren sehr gering; als Jahreslohn wird einmal ein Schilling und ein Hemd angegeben. Daß übrigens auch damals die kleinen Tragödien nicht ganz fehlten, dafür bietet der mittelalterliche Schwank vom „Gredlein zu Lichtmess“ ein lustiges Zeugnis. Zu Lichtmess war der Ziehtag im Jahre und das Gredlein will gehen. Sie zankt sich heftig mit der Hausfrau, und diese droht ihr, all den Schaden, den sie gestiftet, alles, was sie zerbrochen und verloren, vom Lohne abzuziehen. Doch die Magd hat auch allerlei Unrechtes bei der Frau bemerkt, das sie anzeigen könnte, und so einigen sich die beiden schließlich dahin, daß Gredlein für 30 Pfennige, zwei Schuhe, sechs Ellen Leinwand und einen Schleier im Dienst bleibt. Auch von ärgeren Streitereien wird hier und da berichtet. So schnitt z. B. eine Rotschmiedfrau, die Behaimin, ihrer Magd am 5. Februar 1500 die Nase ab und versekte ihr Stiche in die Brust, wofür man sie nur 1/2 Tag ins Loch steckte. Von der Antreue, Freß- und Trinksucht, Faulheit und anderen Lasten der dienstbaren Geister können die Sittenprediger und Satiriker der Zeit, ein Geiler von Kaisersberg und Seb. Brand, garnicht genug erzählen.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein erfahren wir fast nur aus diesem Zerrspiegel endloser Klaglieder etwas über die Dienftboten. Mit aller nur wünschenswerten Breite hat sie der Dresdener Prediger Peter Glaser in seinem zunächst 1504 erschienenen und dann öfters aufgelegten „Gesinde Teuffel“ darüber ausgesprochen,

und es fehlt in seinem langen Sündenregister auch nicht einer jener Seufzer, der noch heute Mund und Herzen unserer Hausfrauen entfliehen. Besonders über Verleumdung wird geklagt. „Wie viel Gesinde, so viel Feind“, sagt Fischart und Aegidius Henningius betont 1665: „Knechte und Mägde reden ihren Herren und Frauen viel schändliche Dinge mit der Unwahrheit nach.“ Noch 1731 läßt Philemon Menagius die sieben Teufel aufmarschieren, „welche fast in der ganzen Welt die heutigen Dienst-Mägde beherrschen und verführen, als da sind der Hoffacts, der Diebs-, der Huren-, Kästerungs-, Tollköpfige, Schleckerhafte und Heuchler-Teuffel.“ Dem stehen freilich auch Ausnahmen gegenüber, die von den 70jährigen treuen Diensten einer 90jährigen oder von der Menschlichkeit einer Magd erzählen, die die Kinder der gestorbenen Herrschaft vom Hunger errettet und aufzieht. Die steigende Geltung und Wichtigkeit der Dienftboten kommt dann auch auf dem Theater zum Ausdruck, wo die pffiffige, derbe Küchenfee als Vertraute der Heldin und Freundin des komischen Dieners seit den englischen Komödianten und Molière eine Rolle spielt. Unter den Nachahmungen der sächsischen Lustspielichter ist ein ganzes Stück „Der Dresdener Mägdelschlandrian“ dem Reich der Hintertreppe gewidmet, von dem es kein sehr erbauliches Bild entwirft. Die Köchin Pisula betrugt beim Einkauf um die „Marktpfennige“, beschüt eine liederliche „Kaffee-Gesellschaft“, verliert bei einem „L'Homme-Spielchen“ das ergaunerte Geld, klatscht mit den andern um die Wette und hat als Entschuldigung den ewigen Refrain: „Die Dresdener Mägde machen es alle so!“ Damit stimmt der „Klageruf einer Hausfrau“ überein, der im Jahre 1788 in der „Berlinerischen Monatschrift“ erschien und als Ursache für die Verderbtheit des Gesindes aufführte: Lotteriespiel, Vergnügungen, besonders der Tanz, und Puffsucht. Doch werden damals schon die Stimmen immer lauter, die die Schuld nicht allein bei den Dienenden suchen und für die Besserung der Tage der Dienftboten eintreten.

Die Pflichten des Gesindes waren nämlich in dieser Zeit des patriarchalischen Absolutismus noch sehr groß, die Rechte äußerst gering. Die preussische Gesindeordnung, die Friedrich Wilhelm I. erließ, knüpfte eigentlich die ganze Existenz des Dienftboten an seinen Dienstschein. Verweigerte ihm die Herrschaft das Zeugnis, wozu sie bei Unzufriedenheit berechtigt war, dann fand er keine Stellung; denn der neue Herr, der ihn etwa doch annahm, konnte mit empfindlichen Geldstrafen, bis zu 100 Dukaten, deswegen belegt werden und mietete ihn jedenfalls „auf eigne Gefahr“. Für dadurch ihm entstehenden Schaden fand er bei keinem Gericht Gehör. Das Zeugnis aber mußte, wenn es überhaupt geschrieben wurde, die volle Wahrheit sagen; sonst machte sich der Aussteller strafällig. Auch Lohn durfte weder die Herrschaft nach Belieben zahlen noch der Dienftbote fordern. Die Summen waren festgesetzt und betragen für Preußen als Höchstmaß: für eine gute Köchin 8 bis 12 Taler jährlich, für ein Kammermädchen 12 bis 16 Taler, für ein Hausmädchen 8 bis 9 Taler, für eine Amme 12 bis 14 Taler, eine Kinderfrau 10 bis 12 Taler, ein Kindermädchen 6 Taler. An Weihnachts- und Neujahrs-geschenken durfte außer 1 bis 2 Taler nichts gegeben werden, „es bestehe, worin es wolle, und unter was für Vorwand es geschehe“; Zuwiderhandlungen wurden mit schweren Geldstrafen bedroht. Anderswo waren die Löhne noch geringer; sie betragen in Frankfurt a. M. 1708 durchschnittlich 8 Gulden, 1735 10 bis 12 Gulden. Hatte das Dienstmädchen von dem „Gesindemäkler“, der

staatlich angestellt war, sein „Handgeld“ — nicht über 8 Groschen — erhalten, so mußte es antreten. Tat die Magd das nicht, so kam sie ins Arbeits- oder Spinnhaus, wo sie mit liederlichem Gesindel zusammen den ganzen Tag Wolle spinnen mußte. Verließ sie die Stellung vor der ausgemachten Zeit, — meist ein Jahr — so drohte ihr das gleiche Schicksal. Auch bei sonstigen Verfehlungen war man schnell mit dem Spinnhaus bei der Hand, und gar schlimm hatte es das Dienstmädchen, wenn es keine Stellung fand. Es durfte nämlich von niemanden länger beherbergt werden als 8 Tage nach dem Quartal; dann mußte es dem Richter gemeldet werden, der es entweder aus der Stadt als „lästigen Nichtsteuer abschob“ oder zu einem ehrlichen Gewerbe anhielt. Solche „Schenken-Braten“, die „sich mit einem Spaziergang in denen Schenken, mit Tanzen und anderer Lustbarkeit gute Tage machten“, wurden im Polizeistaat des 18. Jahrhunderts nicht geduldet. Das Gesinde war der Herrschaft wegen da und in ihre Hand gegeben, nicht umgekehrt. Das betonten die Gesindeordnungen mit aller Deutlichkeit.

Die dienstbaren Geister aber wußten sich doch schon damals zu wehren, und die „Dienstbotenfrage“ tauchte bereits am Horizont auf. „Dienstmägde-Frachts“ und „Dienstmägdeevolten“ waren im heiligen römischen Reich deutscher Nation nichts Seltenes. Ein solcher Aufstand brach 1737 in Frankfurt a. M. aus. Eine Magd bei Varrentrapps hatte vor dem Abgang die Fenster nicht putzen wollen und war deswegen mißhandelt worden. Ihre aufgebrachten Genossinnen zogen zum Bürgermeister und entseffelten einen Riesensandal, bis der Schuldige Abbitte geleistet und 25 Taler Buße gezahlt hatte. Eine andere ähnliche „Staatsaffäre“ wurde von dem Zingießer und Ratsherrn Hermann Jacob Goethe, einem Oheim des großen Dichters, hervorgerufen, der eine ungehorsame Magd mit dem Staubbesen bearbeitete und durch den entseffelten Jörn der Küchenfeen in eine bedrohliche Lage geriet. „Dienstbotenmassch“ brachte vielfach Spaltungen in Rat und Bürgerschaft hervor. Bei den Vermieterinnen taten sie

sich heimlich zusammen und berieten, „wie sie denen Herrschaften begegnen und sich in ihren Diensten verhalten sollten“. Die Polizei war eifrig hinter solchen „Verschwörungen“ her; häufig verhafteten die Stadtdiener die ganze Gesellschaft, und das „komplottierende Gesinde“ konnte dann bei Wasser und Brot im Gefängnis oder Arbeitshaus den Segen eines guten Dienstes schätzen lernen. Waren sie wieder in Freiheit, so trugen sie doch im Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit den Kopf erst recht hoch. Die Frau war bald von ihnen abhängig, und in Puz wollten sie es ihr zuvortun. Stets machten sie die Mode mit, trugen Fontagen und Reifröcke, langgebänderte „Dormösen“, „falbalierete“ Kleider und „florn“ Schürzchen, schminkten sich, pudern sich, „wollen nichts Grobes mehr anfassen, sind zu allem zu sein“, klagt eine Hausfrau 1788. Die Möglichkeit zu diesem Aufwand bieten die „Schwängel-Pfennige“, „Schmuh“ und Marktgrotschen“, das „Eimergeld“, und wie sonst noch diese unrechtmäßigen Gewinnste genannt werden mögen. Wie hat Abraham auf St. Clara in seinen Predigten gegen diese Unsitte gewettert: „heym Einkaufen läßt sich freilich viel prosperiren, aber wo bleibt das Gewissen?“ Ein eignes Buch entsteht: „Die auf den Markt gehende, geschickte und allzeit fertig rechnende Köchin“ mit der Devise:

„Ich kaufe Gutes, doch genau,
Rechne redlich meiner Frau.“

in dem „denen Einkaufs-Köchinnen alle diejenigen Rechnungen, so ihnen nur zuhanden stößen können, allsotof vom kleinsten bis zum größten klar ausgerechnet, damit nicht allein die Köchinnen auf den Fleisch-, Kohl-, Gärtner- und Bauern-Märkten sich darnach richten, sondern auch die Frauen und Wittber ihnen nachrechnen und also vor schädliche Irrungen, unrechtmäßigem Korbgeld und Schwängelpfennigen sich verwahren können“. Ob freilich das Buch viel genützt hat, ist die Frage. Im 19. Jahrhundert werden alle die alten Klagen mit erneuter Heftigkeit erhoben, und man kann getrost prophezeien, daß sie auch im 20. und bei der neuen Dienstbotenversicherung nicht verschwinden werden.

Die alten Kulturstätten an der Bagdadbahn.

Von E. Sampe.

(Nachdruck verboten.)

Seit einigen Tagen ist nun Bagdad, die alte Kalifenstadt Harun al Raschids, nach der nur die Phantasie seit Jahrhunderten auf den Flügeln der Märchen aus tausendundeiner Nacht zu reisen gewohnt war, wirklich Eisenbahnstation und eine neue denkwürdige Etappe des großartigen Unternehmens ist erreicht, denn damit werden zugleich die ersten Teilstrecken jenseits der anatolischen Hochgebirge, die dem Bahnbau erhebliche technische Schwierigkeiten bereitet hatten, dem Betrieb übergeben. Die noch auszubauenden Reststücke stellen zwar in räumlicher Ausdehnung noch ganz gewaltige Entfernungen dar, bieten jedoch technisch keine großen Schwierigkeiten mehr, sodas ihre Fertigstellung in kürzester Frist erwartet werden darf. War so der Bau der Bagdadbahn in ihrer ersten Hälfte interessant und lehrreich für den Ingenieur, so wird die östliche Hälfte das besondere Interesse des Forschers beanspruchen, da sie ein Gebiet durchquert, das in der Sage als die Wiege der Menschheit gilt und auch nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen in der Vorzeit eine hervorragende kulturelle Bedeutung vor allen anderen Gegenden der Welt gehabt haben muß.

Schon die zunächst in Betracht kommende Teilstrecke Dscherablisch-Keif ul Ain durchschneidet in der Mitte ihres Laufes bei dem Flecken Harran einen Landstrich, der

in der ältesten biblischen Geschichte eine Rolle gespielt hat. Allem Anschein nach ist nämlich dies Haran daselbe, welches im ersten Buch Moses mehrfach Erwähnung findet. Hier weilte Abraham längere Zeit, bevor er ins Land Kanaan auszog. Hierhin flüchtete aber auch später Jakob vor dem Jörn seines Bruders Esau und diente dort bei seinem Onkel Laban um dessen Töchter Lea und Rahel. Mit reichem Herdenvieh zog er aus dem oberen Mesopotamien wieder zurück in die alte Heimat.

Wichtiger aber als die Verfolgung der Geschichte des jüdischen Volkes, das außer in religiöser Hinsicht in jener Vorzeit keine bedeutende politische Rolle gespielt hat, ist für die historische Forschung die Erinnerung an die beiden mehr südlich gelegenen, großen Weltreiche der Assyrer und Babylonier, die im weiteren Verlaufe der Bahn von ihr durchquert werden. Unweit der Trümmerstätten der einstigen Weltmetropolen Ninive, Assur und Babylon wird der Schienenstrang vorüberführen. Damit liegt die Zeit nicht mehr allzu fern, da man in wenigen Tagen im Eisenbahnabteil von einer beliebigen Stadt Deutschlands an jene hochbedeutenden Stätten wird eilen können, die Jahrtausende vor Christi Geburt den Mittelpunkt einer hochentwickelten Kultur bildeten. Wenn diese Kultur auch nicht vergleichbar erscheint mit unseren modernen Errungenschaften, besonders auf dem

Gebiete der Technik, so stellt sie doch in ihrer Art und für ihre Zeit ganz unbestreitbar einen der Höhepunkte der Weltgeschichte dar.

Gegenüber dem heutigen Mossul liegen auf dem linken Tigrisufer die Trümmer der einstigen Weltstadt Ninive, deren Bewohnerzahl älteste Schriftsteller mit einem Teich voller Fische oder einen Himmel voller Sterne verglichen. Wie das weiter südlich gelegene, heute in dem Trümmerhaufen bei Nimrud kennliche Calah, auch eine der Residenzen der Assyrerkönige, führte Ninive ihre Gründung auf Nimrod, den gewaltigen „Jäger vor dem Herrn“, zurück. Ihre Blütezeit unter König Sanherib, der sie zur königlichen Residenz erhob, entwickelte sich noch in den Tagen der äußersten Machtentfaltung des Assyrerreiches. Sanheribs Vater, Sargon II., hatte bereits durch glückliche Kriege das assyrische Reich zu einem Weltreich erhoben. Sanheribs Kriegszüge waren freilich weniger glücklich, umso größere Sorgfalt verwendete er hingegen auf den Ausbau seiner Lieblingsstadt Ninive. Neben anderen großartigen Bauten errichtete er hier den gewaltigsten aller bisher entdeckten Paläste, den sogenannten Südwestpalast, der wie alle großen Bauten der damaligen Zeit auf einer riesigen Terrasse aufgeführt wurde. Gold, Silber, Elfenbein, Zedern- und Zypressenholz wurden zur Ausschmückung in reichster Pracht verschwendet und der Gesamtbau mit Marmorplatten eingefast. Natürlich vergaß er auch nicht, die Befestigungsanlagen seiner Residenz durch Anlage mehrfacher Reihen von dicken Mauern aus gebrannten Ziegeln und tiefen Gräben zu verstärken. Sein Nachfolger Assarhaddon dehnte die assyrische Macht sogar bis nach Theben, mitten im Assyrerlande, hin aus. Sardanapal freilich, der auf ihn folgte, vermochte diese entfernten Gebiete nicht mehr zu halten, das assyrische Weltreich hatte seinen Höhepunkt überschritten und näherte sich nun rasend schnell seinem Untergang. Im Jahre 607 v. Chr. wurde die Weltstadt Ninive von den aus den östlichen Hochgebirgen in voller Naturkraft herabgestiegenen indogermanischen Medern erobert und völlig zerstört.

Die Ausgrabung der aus 22000 Tafeln bestehenden königlichen Bibliothek von Ninive hat einen überraschenden Aufschluß über den Kulturstand zur Regierungszeit Sardanapals gegeben. Mit welcher Sorgfalt allein diese umfangreiche, eigenartige Tonbücherei verwaltet worden ist, zeigt die Auffindung von Teilen eines regelrechten Kataloges, sowie von Täfelchen mit Rubrikenschriften, die das Auffinden der Bücher erleichtern sollten. Rechts- und Handelsverkehr waren hochentwickelt, wie die überaus zahlreichen „zu Ton“ gebrachten Urkunden und Verträge beweisen. Befähigt doch, wie Herodotus bezeugt, jeder gebildete Assyrer sein eigenes Siegel zur Stempelung. In den Wissenschaften war vor allem die Astronomie soweit ausgebildet, daß die alten assyrischen Weisen mittels ihrer Berechnungssysteme schon damals zu fast gleichen Ergebnissen gelangt sind, wie sie unsere neueren Astronomen ermittelt haben. Eine besondere Wissenschaft, von deren systematischer Durcharbeitung man sich heute kaum mehr einen Begriff zu machen vermag, bildete die Deutung der unscheinbarsten Begebnisse der Umwelt und der Träume, die nicht etwa auf willkürlicher Annahme, sondern auf einem System von unzähligen bestimmten Regeln beruhte. Welche Unmasse von Arbeits- und Gedächtniskraft erforderte aber allein die sorgfältige Beschreibung der Tafeln mit den Hunderten von Schriftzeichen, deren Zahl größer gewesen ist, als irgend eine andere bekannte Schrift der Welt!

Doch nicht nur die Ruinen von Ninive rufen beim Bagdadbahnbau die Erinnerung an die Zeit des assyrischen Weltreiches zurück, weiter südwärts führt die Linie der Bagdadbahn bei Kileh-Schergat über andere gewaltige Trümmerfelder, die Überreste der einstigen, ältesten Reichshauptstadt Assyriens, Assur. Von hier aus nahm die assyrische Geschichte, die sich bis ins 15. Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen läßt, ihren Ausgang. Wahr-

scheinlich bildete in den ältesten Zeiten Assur die nördlichste Ansiedlung von Babyloniern, bis es dann der Mittelpunkt eines selbständigen Stammlandes wurde. Aus seinen Tagen zogen die waffengeübten assyrischen Heerschaaren mit Rossen, Streitwagen und Kamelen gen Norden tief in das Hochgebirge, gen Westen bis an den Rand des Mitteländischen Meeres und schließlich gen Süden tief nach Babylonien hinein, dessen Hauptstadt Babylon in blutigen Kämpfen mehrfach erstimt und unter assyrischer Oberherrschaft gebracht wurde. In den Glanztagen des Assyrerreiches war der Herrscher Assyriens zugleich unter einem besonderen Namen König von Babylon. Die gewaltigen Trümmerreste des alten Babels, unweit der heutigen arabischen Stadt Hilla, weisen freilich in eine noch weit fernere Vorzeit zurück. Tatsächlich geben die Reste uralter babylonischer Städte wie die Trümmerhaufen von Tello und Kuffar den ältesten erkennbaren Zeitpunkt der Weltgeschichte überhaupt an; sie führen nämlich mit Bestimmtheit zurück in die erste Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr.

Auch Babylon, das heißt „Die Pforte Gottes“, selbst scheint unter diese ältesten Städte Babyloniens gerechnet werden zu müssen. Von ihrer wechselreichen Geschichte waren früher der Allgemeinheit freilich nur der sagenhafte Turmbau von Babel und die Bestrafung Belsazars, also gewissermaßen Anfangs- und Endpunkt bekannt. Dazwischen aber liegt eine mehrere Jahrtausende lange, in neuerer Zeit aufgehellte Geschichte, wie sie in stetem Auf und Nieder schicksalsreicher kaum einer anderen Stadt je beschieden gewesen ist. Bereits im dreiundzwanzigsten Jahrhundert v. Chr. tritt Babylon ja unter seinem Herrscher Chammurabi führend in die Reihe der Städte Babylons und wird die Hauptstadt eines gesamtbabylonischen Reiches. Nach dem kulturellen Stand jener Zeit zu urteilen, müssen diesem Zeitpunkt bereits viele Jahrhunderte der Entwicklung vorangegangen sein. Religion und Kultur standen damals in höchstem Ansehen. Das Bevölkerungssystem, auf dem der Reichtum des babylonischen Landes seit jeher beruht hat, war genau geregelt, Schutzdämme gegen Überschwemmungen der Ströme errichtet und Kanäle gebaut, die in der regenarmen Zeit dem Lande Wasser zuführten. Noch heute sind die Hauptzüge dieses vielverzweigten Kanalsystems erkennbar, die sich in der oberen Hälfte Babyloniens im allgemeinen vom Euphrat zum Tigris, in der unteren in umgekehrter Richtung hinziehen. Große Kornmagazine standen in der Hauptstadt bereit, den Überfluß reicher Erntejahre aufzunehmen, ein Zeichen zugleich für die damalige Fruchtbarkeit des Bodens, wie für die geordnete Verwaltung. In der Glanzzeit der Pharaonen während des 14. und 15. Jahrhunderts stand Babylon wie Assyrien unter der Oberherrschaft des ägyptischen Weltreiches, das damals ganz Westasien umfaßt haben muß. Später trat sein Glanz hinter dem des mächtig emporstrebenden assyrischen Nachbarreiches zurück, bis es gänzlich in dessen Abhängigkeit geriet. Nach Vernichtung des assyrischen Weltreiches aber erlebte das schier ewig junge Babylon eine neue Blütezeit, aus der die Herrschernamen eines Nebukadnezars und Belsazars hervorrangen. Unter letzterem wurde das Heer der Babylonier von dem Perfekönig Cyrus entscheidend geschlagen und Babylonien eine persische Provinz. Damit erlosch der politische Glanz des jahrtausendalten Babels, wenn auch seine gigantischen Trümmer bis heute noch der Verwüstung der Zeit getrotzt haben. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch zwischen ihnen einmal wieder neues Leben keimen wird, wenn der Euphrat, der mittlerweile mit seinem Lauf weiter nach Westen ausgebogen ist, wieder in sein altes Strombett geleitet sein wird.

Der Ausblick in die ferne Vergangenheit, die Vorzeit des klassischen Altertums, auf dem sich wiederum die neuere Weltgeschichte aufgebaut hat, gewinnt überhaupt erst an praktischem Wert durch die Zukunftsbilder, die er uns erschließt. Es ist nach dieser ihrer Geschichte

ganz unzweifelhaft, daß die Landflächen der beiden großen Reiche der Babylonier wie Assyrer von bedeutender Fruchtbarkeit gewesen sind, wie denn der Reichtum jener Länder sogar den sprichwörtlichen des Aegyptenlandes nach zuverlässigen Quellen übertroffen haben muß. Ebenso zweifellos ist es auch, daß jene Staaten damals zu den dichtbevölkertsten gehört haben müssen. Sonst wäre eine solche Geschichte, die eigentlich aus einer Kette dauernder heftiger Kriege besteht, unmöglich gewesen. Die klimatischen Verhältnisse haben sich seit jener Zeit

kaum verändert, die Qualität des Bodens sich nicht erheblich verschlechtert, wenn auch vielleicht der Umfang des guten Bodens sich durch Versumpfung und Versandung streckenweise verringert hat, sodaß jedoch trotz der augenblicklich dort herrschenden trostlosen Ode und der überaus dünnen Bevölkerungsschichte ein wirtschaftlicher Aufschwung jener Länder erwartet werden darf. Wenn aber je, so wird die Bahn, die jetzt immer weiter in das noch im Dornröschenschlaf ruhende Märchenland vorrückt, die Erweckerin zu neuem Leben sein!

Am Sonntag . . .

(Nachdruck verboten.)

Kann den Kinderglauben nicht lassen,
Den süßen, alten:
Daß am Sonntag heimliche Wunder walten.

Und war die Woche so trüb und lang —
Und pochte das Herz so schwer und bang
Durch Schmerztage . . . durch endlose Nächte:
Ob nicht der Sonntag seiner gedächte . . . ?
Ob er nicht heimlich ein Liebes sendet —
Ein Wort, das bitteren Kummer wendet —
Ein Wort, danach meine Seele weint?
Ob nicht ein wenig die Sonne scheint
In soviel Herzweh und Dunkelheiten!

Dann tauch ich in ferne Einsamkeiten
Weitab, wo die vielen Menschen gehn — —

Es sollen doch Engelsflügel wehn,
Am Sonntag — — im Wald?!

Ich suche die stillsten, die heimlichsten Pfade
Und lausche . . . und bitte . . . um eine Gnade.
Licht tropft durch die Zweige — —
Schon Abendgold?
Der Tag geht zur Neige.
Und feierlich singen die fernen Glocken —
Wie Sehnsucht, die in den Himmel will.
Da wird meine arme Seele still.

Und ob die goldenen Fluten verblassen —
Mein Herz kann den Kinderglauben nicht lassen:
Daß hinter des Lebens wirrer Not
Ein Sonntag in himmlischem Glanze loht!

Marie Sauer, Wiesbaden.

Aus junger Ehe.

Von B. Schede-Beller.

(Nachdruck verboten.)

Die Kammgarnhose.

Die junge Frau ist neunzehn Jahre alt und hat einen Dichter geheiratet. Sie ist gerade von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt, und das Leben erklimmt sie noch auf einer Blauwolkenleiter, die sie auf der Sonnenseite der Erde aufstellt.

Auf der obersten Stufe sitzen die jungen Eheleute, baumeln mit den Beinen und spielen auf lustigen Flöten; um sie her flüsternde Winde und flatternde Wolkenflecken, tief unter ihnen die krabbelnde, ätzende Welt.

Wenn der Abend kommt, sausen sie mit ihren weißen Rossen der untergehenden Sonne nach. Er hält sie eng umschlungen und führt sie durch brausende Stürme ins Märchenland hinein.

Dann ruhen sie beide auf einer Frühlingswiese aus. Dort liegt sie zwischen Blumen gebettet, und während draußen schon längst die Morgensonne lacht, huschen blaue Träume unter ihren Lidern.

So ist es auf der Hochzeitsreise und im Berner Oberland gewesen. So muß es durch das ganze Leben bleiben.

— — — Es ist sechs Uhr am Morgen. Das Mädchen hat an der Schlafzimmertür geklopft.

„Ja — ja!“

Er gähnt. Sein erster Arbeitstag ist angebrochen. Um sieben muß er schon im Verlag am Schreibtisch sitzen, und das Frühaufstehen ist er gar nicht mehr gewöhnt. Aber er ist der Mann. Er muß arbeiten und Geld verdienen, während sie zwischen weichen Kissen schläft.

Rauschend fällt ihm das Waschwasser um Gesicht und Nacken. Ihr ist, als seien es murmelnde Quellen,

und das zärtliche Spiel der Wellen wiegt sie in neue Träume ein.

Der Hemdenknopf läßt sich nicht in den frisch gestärkten Kragen eindrücken. Ungeduldig blickt er zu seiner Frau herüber und stößt mit einem Ruck die Läden auf, daß es im Zimmer ganz hell wird.

Sie aber läßt sich dadurch nicht stören und lächelt, als wolle sie die Sonnenstrahlen küssen, die sich über ihr Bett ergießen.

Nun sucht er auf allen Stühlen herum, stößt alle Schubladen auf, schlägt die Schranktür auf und zu.

„Ise, Ise, die Kammgarnhose!“

Sie zwinkert mit den Augen, reckt und streckt sich —

„Liebster — komm —!“

„Ach, Donnerwetter noch einmal, Ise, die Kammgarnhose muß ich haben!“

„Die Kammgarnhose — ? Ah — so — sie liegt noch in einem unausgepackten Koffer drüben im Fremdenzimmer.“

— — — Auf der Sonnenseite am Fenster steht die verlassene Blauwolkenleiter. Hinter dem Vorhang sitzt die Wirklichkeit und kichert ganz leise.

Er ist der Mann. Er muß früh aufstehen. Er muß arbeiten und verdienen. Und die Kammgarnhose muß er haben.

Die Klingel.

Das hatte sie sich als Braut wunderschön gedacht.

Dies zärtliche Hin und Her zwischen ihr und der Mutter und den Verwandten, die in derselben Stadt wohnten. . . .

Sie war die verheiratete Frau und empfing in ihrem Reich die ganze staunende Verwandtschaft, die

prophezeit' hatte, daß sie nie einen Haushalt würde führen können.

Natürlich ging alles bei ihr auf Gummiröllchen, und die große Wäsche verschwand geplättet und gelegt in die Schränke, ohne daß sich auch nur ein Zipfelchen eines Hemdes der Außenwelt gezeigt hätte.

Selbstverständlich war er mit diesen intimen Familienzusammenkünften einverstanden. Das war ja reizend, zwischen den bewundernd stolzen Blicken von Mutter und Tante zu sitzen und es so recht tief empfinden zu dürfen, daß die junge Frau ihm und dem Haushalt alle Ehre machte.

Er war ja auch in der Brautzeit damit einverstanden gewesen. Rührende Briefe hatte er geschrieben, in denen er beteuerte, daß er der Mutter nie die Tochter, der Tante nie die Nichte abspenstig machen würde, und daß er es als ein großes Glück betrachte, neben einem so holden Weib eine so auserlesene Verwandtschaft zu gewinnen. So hatte er die sprödesten Herzen erweicht, den Argwohn gegen den „Künstler“ vernichtet und die Tochter zu seiner Frau gemacht.

— — — Nun aber saß er als Ehegatte und Herr im eigenen Nest, und dies Entgegenfliegen der verwandtschaftlichen Herzen wurde ihm zur Qual.

Das war ja allerliebste, die junge Frau bei jeder neuen ihm vorgestellten Freundin sagen zu hören: „Ist sie nicht reizend?“ und sie mit strahlenden Augen zwischen ihren Angehörigen thronen zu sehen, — aber auf die Dauer war es nicht zu ertragen, und er hätte sich gern mit der ganzen Sippschaft verkracht.

Brr—rr — ging am Sonntagmorgen die elektrische Klingel und verkündete den anschwellenden Strom der Besucher.

Br—rr—rr —

Er floh in sein Studierzimmer. Aber jetzt wurde er noch geholt, um die Tanten zu begrüßen, die aus der Kirche kamen.

So würde es noch den ganzen Sonntagnachmittag hergehen, und zum Abend hatte er einige Junggesellen eingeladen, — wann war er da mit seiner jungen Frau allein? Von dieser langweiligen Verwandtschaft nahm ihm jedes Mitglied ein Stück seines Eheglücks weg.

Br—rr—rr —

Zum Teufel noch mal! Aber natürlich, — die Klingel war an dem Elend schuld!

Nach dem Mittagessen stahl er sich hinaus und stellte die Klingel ab. Er lächelte vergnügt. Nun konnte die ganze Gesellschaft kommen und klingeln, — keiner würde öffnen!

Das war ein wunderbarer Sonntagnachmittag, den er mit seiner jungen Frau verkostete. Keine vorlaute Klingel störte das zärtliche Duo. Das war ein Plaudern, Girren und Gaukeln, wie sie es seit langem nicht mehr genossen hatten, und im geheimen schwor er sich, nun jeden Sonntag der überströmenden Verwandtenliebe das Schweigen der Klingel entgegenzusetzen.

Am Spätnachmittag ordnete sie das erste Junggeselleneffen ihres Mannes an.

„Eine entzückende Frau!“ dachte er stolz, wie er sie mit dem Silber und dem Kristall umgehen sah und freute sich, sie den Freunden zu zeigen.

Punkt sieben Uhr war das Essen bereit. Auf dem Tische glitzerten zwischen Blumen und Obstschalen die geschliffenen Gläser und Karaffen.

Um halb acht wurde das Ehepaar ungeduldig. Die junge Frau lief zur Küche und klagte, daß das Roastbeef zu gar würde und das Fruchteis zu schmelzen begänne. Solche Unpünktlichkeit sei zum mindesten eine Rücksichtslosigkeit.

Um acht begann er leise zu fluchen, und weil sie beide hungrig waren, nahmen sie in der Küche ein provisorisches Abendessen ein.

Um halb neun war die Verstimmung da. Vor dem wunderschön gedeckten Tisch verglich Frau Ise die unpünktlichen Freunde ihres Mannes mit ihren pünktlichen Verwandten.

„Die Verwandten? Zum Teufel, Ise, die Klingel —“ In plötzlicher Eingebung stürzte er hinaus.

Aber es war zu spät. Die wieder eingestellte Klingel konnte keine Freunde mehr anmelden, und das schmelzende Fruchteis mußte das junge Paar allein verzehren.

Sie räumt.

Sie war das unordentlichste Mädchen gewesen und wurde die ordentlichste Frau, so daß sie sich kein Eheglück mehr ohne ein tägliches großes Reinemachen denken konnte.

Darüber hätte er sich freuen müssen; aber — wie die Männer nun einmal sind — er konnte nicht begreifen, wieso die Möbel, die frisch aus dem Geschäft gekommen waren, des täglichen Putzens bedurften.

„Man muß die Möbel behandeln“, meinte sie und fuhr mit dem Pinsel in die kleinsten Fugen und Ritzen, wo noch gar kein Staub sich festgesetzt hatte. Die Uhren wurden so lange gerückt und abgestaubt, bis sie stillstanden, die Kristallschalen so gründlich mit Wasser und Spiritus ausgeschwenkt, bis sie zerbrachen, und die Pflanzen so gründlich begossen, daß die Wurzeln zu faulen begannen.

Natürlich mußten auch jeden Tag die Böden gebohnt und die Möbel von einem Raum in den andern geschoben werden.

Um zehn Uhr kam er zum zweiten Frühstück nach Hause, saß zwischen offenen Fenstern und Türen und trank einen kalten Kaffee, den das Mädchen vor lauter Arbeit nicht hatte wärmen können.

Sie fand dies Neben-, Hinter- und Ubereinander der umgestellten Möbel ganz interessant. Der Louis-XVI.-Sessel aus dem Salon, den man seines handgestickten Sitzes wegen nie benutzen durfte, drehte dem Renaissancestuhl im Eßzimmer stolz den Rücken, und die verschiedenen Nähtischchen und Konsole aus der Rokoko- und Empirezeit hatten sich zusammengefunden und klatschten wie alte Frauen.

Er sucht nach einem Taschentuch. Aber tags zuvor hatte sie die Kragen, Schlipse, Taschentücher, „die immer herumlagen“, so sorgfältig weggeräumt, daß er sie nicht mehr finden konnte. Seine Manuskripte und Zeitungen entdeckte er nach längerem Suchen in der Mansarde unter den Sportsachen und Winterkleidern; denn sie hatte es nicht comme il faut gefunden, in seinem vornehm eingerichteten Herrenzimmer „das herumliegende Zeug“ zu sehen. Nicht besser war es seinem alten Tintenfaß aus seiner Studentenzeit ergangen, das durch ein neues aus Kristall mit Bronzeumfassung ersetzt worden war; dieses durfte jedoch nur mit größter Vorsicht benutzt werden, weil es dreißig Mark gekostet hatte und zerbrechlich war.

„Paß auf!“ rief sie ihm ängstlich zu, wenn er ohne Aschenbecher rauchte, und im Eßzimmer durften keine Brotsamen auf den Teppich fallen.

Dabei war sie aber eine zärtliche, junge Frau. Sie küßte ihn und flüsterte ihm kosend zu: „Ist unsere Wohnung nicht schön, Liebster? Aus Liebe zu Dir bin ich so ordentlich geworden.“

Zum Kuckuck mit der Ordnung“, dachte er und floh in die Mansarde.

Und während sie nun unten in der vor lauter Schönheit unbenuzbaren Wohnung ordnet und putzt, als gelte es damit den Himmel zu gewinnen, sucht er sich einen Klappstuhl, einen alten Tisch und sein biederer Tintenfaß zusammen. In der Mansarde räumt er sich ein stilles Plätzchen ein, in dem er abseits von aller Ordnung schon auf Erden den wahren Himmel hat.